

Predigt 26. März 2017, Alte Kirche, 10 Uhr

Erich Bosshard-Nepustil

Lesung

Gen 1,26-28

26 Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich. Und sie sollen herrschen über die Fische des Meers und über die Vögel des Himmels, über das Vieh und über die ganze Erde und über alle Kriechtiere, die sich auf der Erde regen. 27 Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie. 28 Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und macht sie untertan, und herrscht über die Fische des Meers und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen.

Predigt

Liebe Gemeinde

I

Der Text der Predigt ist der 8. Psalm:

1 Für den Chormeister. Nach dem Kelterlied. Ein Psalm Davids.

2 HERR, unser Herr,

 wie herrlich ist dein Name in allen Landen,
 der du deine Hoheit über den Himmel gebreitet hast.

3 Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge

 hast du ein Bollwerk errichtet
deiner Widersacher wegen,

 um ein Ende zu bereiten dem Feind und dem Rachgierigen.

4 Wenn ich deinen Himmel sehe, das Werk deiner Finger,

 den Mond und die Sterne, die du hingesezt hast:

5 Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,

 und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?

6 Du hast ihn wenig geringer gemacht als Gott,

 mit Ehre und Hoheit hast du ihn gekrönt.

7 Du hast ihn zum Herrscher gesetzt über die Werke deiner Hände,

 alles hast du ihm unter die Füße gelegt:

8 Schafe und Rinder, sie alle,

 dazu auch die Tiere des Feldes,

9 die Vögel des Himmels und die Fische im Meer,

 was da die Pfade der Meere durchzieht.

10 HERR, unser Herr,

 wie herrlich ist dein Name in allen Landen.

„Was ist der Mensch?“ Das ist die grundsätzliche Frage, die viel älter ist als der 8. Psalm und die den Menschen beschäftigt, seit er denken kann. – „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Das ist die jüdisch-christliche Version der Frage und das Zentrum des 8. Psalms, den man meist von eben dieser Leitfrage her auslegt.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Wer so fragt, fragt nicht nüchtern analysierend, sondern staunend. Staunend spricht er Gott an und fragt ihn nach dem Grund seiner Zuwendung. Die Frage ist Teil der Interaktion zwischen Mensch und Gott, und so setzt auch die Antwort, die der Psalm gibt, schon voraus, dass Mensch und Gott miteinander zu tun haben. Ist die Frage in ihrer Grundsätzlichkeit nicht zu überbieten, so die Antwort in ihrer Grenzwertigkeit. Sie lotet die Möglichkeiten dessen aus, was man im alten Israel über den Menschen zu sagen wusste oder zu sagen sich getraute.

Einerseits erscheint der Mensch in Gestalt der Kinder und Säuglinge, aus deren Mund sich Gott, wie es heisst, ein Bollwerk errichtet hat, um Feinde ruhig zu stellen. Wahrscheinlich ist die schwierige Stelle so zu verstehen, dass Gott durch das Gotteslob von Kindern Feinde zur Strecke bringt. Der Mensch als Kind ohne jede eigene Macht, vor dem aber, wenn Gott ihn Gott loben lässt, Feinde kapitulieren müssen – da ist das Verhältnis zwischen Mensch, Mitmensch und Gott auf einen extremen Punkt gebracht.

Andererseits ist der Mensch das Wesen, das Gott wenig geringer als Gott gemacht hat; oder, wie es im hebräischen Text heisst: „Wenig von Gott liessst du ihm fehlen“. Damit ist der Mensch in eine Nähe zu Gott gerückt, die im Alten Testament analogielos ist. Auch wenn im 8. Psalm das Stichwort nicht fällt: Der Mensch ist als das Ebenbild Gottes verstanden, ähnlich also wie in Gen 1, wie wir es in der Lesung gehört haben. Und ebenso wie in Gen 1 soll der Mensch in seiner königlichen Funktion über die Tiere herrschen.

Was ist der Mensch? Der Mensch ist beides: ein machtloses, hilfsbedürftiges Kind, durch das Gott machtvoll wirkt, und fast Gott, ein König, dem Gott alle Kreatur unter die Füsse gelegt hat.

Kommt uns dieser Mensch bekannt vor? Sein Doppelwesen als Kind und König ist uns wahrscheinlich nicht fremd. Dass auch wir gleichermaßen zerbrechlich und stark sind, würden wir wohl nicht in Abrede stellen, ebenso wenig, dass diese Wesenszüge mitunter in einem labilen Gleichgewicht stehen.

Viel vorsichtiger als der 8. Psalm wären wir allerdings, was die Bestimmung des Menschen als Krönung der Schöpfung betrifft. Für die alten Israeliten war die Schöpfung etwas Übermächtiges und Gefährliches, und man konnte letztlich nur überleben, wenn man sie zu domestizieren versuchte. In den 2500 Jahren jedoch, die zwischen dem 8. Psalm und uns liegen, hat der Mensch seinen Überlebenswillen längst in ein bedrohliches Gehabe der technologischen Überlegenheit verwandelt, unter dem die Schöpfung zu kollabieren droht. Der König Mensch hat sein Reich schon zu einem guten Teil ausbluten lassen.

II

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Das ist wie gesagt, die Frage, die einen bei der Lektüre von Psalm 8 in ihren Bann zieht. Dabei geht leicht vergessen, dass der Psalm nicht nur den Menschen präsentiert, sondern auch ein Bild Gottes vermittelt, und das ist für uns nicht weniger herausfordernd.

Sieht man genauer hin, fällt auf, wie plastisch-konkret der Verfasser des Psalms von Gott redet. Die beiden scheinen sich derselbe Welt zu teilen, das Geschöpf und sein Schöpfer. Sie wohnen nicht gerade Tür an Tür, aber der Verfasser des Psalms hat doch genaue Vorstellungen von seinem Chef. Nicht nur, dass er ihn unbefangen anspricht und ihn lobt, er kennt auch seinen Namen – Jhwh –, er hat eine Ahnung davon, auf welche Weise der Schöpfer gearbeitet hat und er weiss genau, wie er den Menschen gedacht hat – wir haben es eben gehört. Er führt uns sogar, jedenfalls ein bisschen, die Gestalt Gottes vor Augen, wenn er von den Tieren als den Werken von Gottes Händen oder sogar vom Himmel als dem Werk von Gottes Fingern

spricht. Gott hat einen Körper, und wenn er als Schöpfer tätig ist, gebraucht er selbstverständlich seine Hände und seine Finger.

Was hier im 8. Psalm besonders deutlich zutage tritt, gilt ja für das Alte Testament insgesamt: Man stellt sich Gott vor. Man redet ihn an, man bittet ihn und dankt ihm, man klagt ihm, klagt ihn an und lobt ihn, man weiss, dass Gott sieht, hört und selbst spricht, dass er lacht und schläft, dass er zornig ist und dreinschlägt und dass er liebevoll ist. Die Verfasser des Alten – und übrigens auch des Neuen – Testaments wissen viel von Gott. Wir würden vielleicht sagen: verdächtig viel. So dass wir nicht nur ihre Frage „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ zur Kenntnis nehmen, sondern sie umgekehrt gerne fragen würden: „Was ist Gott, dass ihr so von ihm redet?“

III

Was ist Gott, dass ihr so von ihm redet? Unsere Antwort lässt nicht lange auf sich warten: Was kann Gott anderes sein als ein Komplex von Bildern, wenn man so von ihm redet? Ein Komplex von Bildern, die auffällig gut in die Welt des alten Israel passen; unter ihnen etwa das Bild Gottes, der den Menschen als Krönung der Schöpfung geschaffen haben soll, genau passend für die Lebenswelt, die einem damals eben übermächtig und gefährlich entgegengetreten ist. Was kann ein solcher Gott, der den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen haben soll, anderes sein als das grössere, übergrosse Ebenbild eben dieses Menschen?

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, / Nicht mir!“ So lässt Goethe in Faust 1 den Erdgeist sprechen, nachdem ihm Faust anbietend gesagt hat, er fühle sich ihm nahe. Auf gut Deutsch: Mit dem Geist selbst hat Faust nichts gemeinsam, nur mit den Vorstellungen und Bildern, die er sich von ihm machen kann.

Daran anknüpfend, können wir uns folgenden Dialog vorstellen: A belehrt B: „Als Mensch kannst du von Gott nur in deinen Bildern reden, Gott selbst aber ist kein Bild, er ist ganz anders, er ist irgendwie hinter den Bildern.“ B entgegnet A: „Woher weiss ich, dass hinter den Bildern noch etwas anderes ist, etwas wie Gott? Was sollte mich so ein Gott angehen, von dem ich nichts weiss, ausser dass der anders ist, Gott eben? Abgesehen davon muss ich doch damit rechnen, dass dieser ganz andere Gott auch nur wieder eines meiner Bilder ist.“ A versucht es auf eine andere Weise: „Was ist denn an Bildern so verkehrt? Gerade ihre unbegrenzte Zahl und ihre immer neue Verschiedenheit zeigen doch, wie reich und vielgestaltig Gott ist. Man darf nur das einzelne Bild nicht zu ernst nehmen.“ Aber B kann sich nicht zufrieden geben: „Auch wenn ich von Gott nur in Bildern reden kann, warum in Gottes Namen spreche ich in bestimmten Bildern von ihm und nicht in anderen? Woher soll ich wissen, dass die einen Bilder angebrachter sind als andere Bilder?“

III

Liebe Gottesdienstbesucherinnen und -besucher, sie sehen, ein solcher Dialog könnte noch eine gute Weile weitergehen, ohne dass sich ein Ausgang bzw. eine Antwort finden liesse. Das heisst: Er könnte so weitergehen, *wenn* die Gesprächspartner so eingespurt sind und bleiben, wie sie sind – und wie übrigens auch Goethes Erdgeist und sein Faust und wie auch die einen oder anderen von uns eingespurt sind. (Wenn ich sage „uns“, dann schliesse ich mich ausdrücklich ein.)

Es könnte ja sein, dass die Crux mit den Gottesbildern tiefer liegt. Es könnte sein, dass die eingespurte Situation, von der man automatisch ausgeht, hinterfragt werden müsste. Die Grundsituation nämlich, dass auf der einen Seite der Mensch als Mensch steht und auf der anderen Seite, ihm irgendwo gegenüber Gott. Wenn dem so wäre, dann könnten wir von Gott tatsächlich ausschliesslich in Bildern reden, Gott bliebe für den Menschen unerreichbar. Aber

die Frage ist eben: Ist das tatsächlich so? Und woher wissen wir eigentlich, dass wir von Gott in Bildern reden müssen, dass wir bei uns selbst aber sicheren Boden unter den Füßen haben? Sind wir da sicher oder sollten wir die Frage von Psalm 8 „Was ist der Mensch?“ vielleicht noch einmal neu stellen?

„Was ist der Mensch?“ Wer bin ich? Bin ich ich selbst? Ein Mensch, der seine Identität finden und begründen will und muss? Ein Mensch, der um seine Mitte kreist, bis er sie nach Möglichkeit erreicht? Stehe ich auf eigenen Füßen? Oder ist das nicht nur ein Ideal, sondern auch ein Bild?

Könnte es nicht sein, dass ich diese meine Identität zu ernst nehme, weil sie von mir erwartet wird? Vielleicht bin ich ja gar nicht nur ich selbst. Was wäre, wenn sich etwas anderes, Gott, mit mir verbunden hätte? Wenn er Teil meiner selbst geworden wäre?

In meinem letzten Gottesdienst, im Bergreden-Gottesdienst hier in der Alten Kirche, habe ich versucht, mich einem zentralen Satz von Martin Luther anzunähern. Dieser Satz hat es in sich, er hat mich seitdem auf Trab gehalten und ich mute ihn ihnen nun ein zweites Mal aus einer anderen Perspektive zu. Der Satz lautet: „Der Glaube ist der Schöpfer der Gottheit in uns.“ Der Glaube, so Luther, ist das Geschehen, das in mir, aber eben nicht aus mir, die Gottheit hervorbringt – absolut unverfügbar und doch integraler Teil meiner Person. Der Glaube macht, dass ich mich nicht einfach selbst verdanke. Der Glaube macht aus dem homo faber, dem schaffenden Menschen, den geschaffenen Menschen, das Geschöpf. So gesehen, hat Schöpfung weniger mit Herstellung, sondern mit Glaube zu tun. Wer vom Glauben ergriffen ist, ist ein neues Geschöpf geworden, weil Gott ein Teil von ihm geworden ist. Wenn man für dieses Geschehen nach einem Begriff sucht, dann kann man sagen: Das ist ein mystisches Geschehen; aber nicht ein Geschehen, die man etwa durch Meditation fördern kann, sondern ein ganz unverfügbares.

Wenn sich also ein Christenmensch über seinen Glauben und dessen Herkunft Gedanken macht, dann muss er nicht versuchen, sich Gott mit Bildern anzunähern, im Wissen darum, ihn nie erreichen zu können. Das ist völlig überflüssig, denn Gott ist nicht unerreichbar hinter seinen Bildern, sondern ein Christenmensch spricht mit Gott zu Gott.

Ein Christenmensch, so könnte man sagen, ist in die Sprache Gottes involviert. Ich denke, dass sich dies gerade in der Sprechsituation des 8. Psalms zeigt: Der Verfasser spricht ja nicht nüchtern-analysierend und distanziert über Gott, sondern er redet Gott lobend und staunend an. Damit hat er an der Sprache Gottes bereits teil und er kann sich seiner Geschöpflichkeit als Kind und König bewusst werden. Das scheint mir der Schlüssel zu allem anderen zu sein: Wenn uns bewusst wird, dass wir uns nicht uns selbst verdanken, bekommen wir eine Offenheit für die gefährdete Schöpfung. Wir werden nicht mit der Überheblichkeit, mit der wir der Schöpfung zusetzen, die Ärmel hochkrepeln, um sie nun selbst zu retten. Wir werden uns für die Schöpfung engagieren im Wissen darum, dass wir die Sache schlimmer machen könnten, wenn wir uns unsrer Abhängigkeit vom selben Schöpfer nicht bewusst sind.

Und nicht zuletzt: Wenn wir an der Sprache Gottes teilhaben, dann können wir in eine Vertrautheit mit Gott geraten, die ihn als Schöpfer erkennt, der mit seinen Händen und Fingern zu Werk geht. Wir lassen dann mit solchen Bildern alle Bilder hinter uns. Wenn das geschieht, dann – um noch einmal Goethe zu zitieren – „weben wir der Gottheit lebendiges Kleid“.

Amen